

SABINE WASSERMANN



DAS..
GLASERNE
TOR

ROMAN

EDEL
ELEMENTS

»Bitte, Friedrich.« Es fiel ihr schwer, nicht heiser und schuldbewusst zu klingen. »Mach mir keine Szene.«

»Ich weiß gar nicht, was ich dazu sagen soll. Nur dass ich enttäuscht bin. Das genügt fürs Erste, ansonsten reden wir später darüber.« Auf einmal war er so dicht bei ihr, dass sie sein Rasierwasser riechen konnte. Er hob die Hand, um sie am Ellbogen zu berühren, aber dann schien er sich darauf zu besinnen, wie dreckig er war. »Ich bringe dich nach Hause zu deinen Eltern.«

»Nein, bitte brich nicht deine Arbeit ab«, fiel sie ihm ins Wort. »Es hört sicher gleich wieder auf zu regnen. Und ich kann allein fahren.«

»Warum bist du bloß hergekommen?«

»Weil ich ...«

»Nur, um deinen Dickkopf durchzusetzen, ja?«

Das wollte sie empört von sich weisen, aber vielleicht war es gar nicht so falsch. Wie auch immer, sie musste ihm nur das Licht zeigen, dann würde er verstehen. Sie drehte sich auf dem Absatz um und blickte ins Wasser. Ja, es war noch da. »Sieh doch nur, Friedrich, sieh dir das an!«

»Was? Was denn?«

»Da unten im Wasser. Das Licht! Es kann doch nicht sein, dass du es nicht siehst.«

Aber er sah gar nicht hin. Stattdessen griff er ungeachtet seiner schmutzigen Finger nach ihrem Arm. »Grazia, nicht schon wieder so eine merkwürdige Geschichte! Was ist nur mit dir? Mir scheint, du bist wirklich krank.«

»Ich bin nicht krank!«, schrie sie ihn an. Erschrocken schlug sie die Hand vor den Mund. »Verzeih, ich wollte nicht laut werden.«

»Du bist nicht nur laut, du bist überspannt.«

»Überspannt? Bitte!«

»Komm jetzt.« Er wollte sie mit sich ziehen, doch sie riss sich von ihm los und machte einen Schritt zurück. Ihre Stiefelsohle rutschte über die Kante. Mit einem lauten Schrei fiel sie in die Havel.

»Grazia! Mein Gott! *Grazia!*«

Sie wollte ihm antworten, doch das Wasser schlug über ihr zusammen und erstickte jeden Laut. Verzweifelt suchte sie mit den Füßen Halt. Sie paddelte hilflos mit den Armen und reckte den Kopf nach oben. Es gelang ihr, Luft zu schnappen, doch als sie den über ihr knienden Friedrich um Hilfe anschrie, schwappte das Wasser in ihren Mund. Er streckte eine Hand nach ihr aus. Wild schlug sie danach, bekam sie jedoch nicht zu fassen.

»Bleib doch ruhig«, rief er ihr zu und machte Anstalten, ins Wasser zu springen. Da bekam sie die Kante des Stegs zu fassen. Er packte ihr Handgelenk, dann das zweite. »Ganz ruhig«, ermahnte er sie. »Ich habe dich ja.«

»Friedrich«, keuchte sie. »Etwas ist ... da unten.«

Nein, nicht das Licht. Etwas war dort, ein Sog, der an ihren Beinen zerrte, ohne sie zu berühren. Friedrich stemmte die Füße gegen die Holzbohlen und versuchte sie hochzuziehen. Schweiß perlte durch seinen Schnauzbart. »Du bist zu schwer«, stieß er zwischen zwei Atemzügen hervor. »Ich kann dich nicht hochziehen!«

»Hilf mir!«, schrie sie. Seine Finger glitten an ihren Händen ab. Wieder wollte sie

schreien, doch das Wasser drängte in ihren Mund. Sie wollte es ausspucken, warf den Kopf in den Nacken und tat einen gurgelnden Schrei. Mit aller Kraft versuchte sie sich dem Sog zu entziehen, versuchte zu strampeln, nach Friedrichs Händen zu packen ...

Ihr gelang nur ein letzter Atemzug. Das Wasser schlug über ihr zusammen, dunkel und kalt. Das Licht umschloss sie, nur noch schemenhaft sah sie den Steg und Friedrich, wie er sich herabbeugte. Seine entsetzt aufgerissenen Augen, seine Hände, wie sie das Wasser durchpflügte, auf der Suche nach ihr. Allzu rasch wurde er kleiner, dann sah sie nichts mehr. Das Licht erlosch, wurde zu Schwärze. Sie hätte tot sein können, hätte nicht das Blut in ihren Ohren gerauscht und sie nicht gespürt, wie sich ihr Kleid bauschte und an der Hüfte verding. Allmählich schmerzten ihre Schläfen, und die Lungen schrien nach Luft. Vor sich glaubte sie das Gesicht ihres Vaters zu sehen. Justus ... Niemand war da, sie starb allein. Sie würde sterben. In den Tod sinken.

Aber das Licht kehrte zurück. Unter ihren Füßen pulsierte es, breitete sich aus und umschloss sie wie eine Röhre, bis sie vollkommen darin eingetaucht war. Eine Wasserpflanze trieb dicht vor ihrem Gesicht vorbei, weißlich glänzend. So unwirklich ... Grazia wurde müde, konnte nicht mehr gegen den brennenden Wunsch, Luft zu holen, ankämpfen. Auch nicht gegen die Reue, auf den Steg gegangen zu sein. Was würde ihre Familie sagen? Ihre Eltern, die noch glaubten, sie läge im Bett? Ihr Bruder, der sich nun auf ewig Vorwürfe machen würde, ihr geholfen zu haben?

Etwas leuchtete unter ihren Füßen, heller noch als das sie umgebende Licht. Eine kreisrunde Öffnung, wie das Ende eines Tunnels. Und das, was sie dort sah, war rot, ockerfarben, von harten Schatten durchzogen – eine Wüstenlandschaft. Sie wollte schreien, als sie erkannte, dass sie wie aus großer Höhe zu fallen drohte. Immer näher kam die Öffnung. Tief, tief unter sich erkannte sie Sanddünen und schroff aufragende Klippen. Dürre Vegetation. Gar eine Schlange, die sich tänzelnd durch den Sand pflügte.

Ich sterbe, dachte sie. Das sind nur Bilder, die mir mein sterbendes Hirn vorgaukelt.

Die Lichtsäule bahnte sich ihren Weg bis zum Sandboden.

Grazia konnte sehen, wie der Sand aufspritzte. Plötzlich schwand der Druck des Wassers um ihre Beine. Luft umhüllte sie, dicke, heiße Wüstenluft.

Sie stürzte in die Tiefe.

3

Felsengras war das zähste Material, das er kannte. Es war geschmeidig und gleichzeitig so fest, dass man es nur mit einer scharfen Klinge durchtrennen konnte. Zum vermutlich hundertsten Mal in diesen zehn Tagen, seit ihn das Wüstenvolk gefangen genommen hatte, versuchte Anschar mit einem scharfkantigen Stein die Grasfessel an seinen Füßen zu durchtrennen, die ihm nur winzige Schritte erlaubte. Doch außer Blasen an den Händen brachte es ihm nichts ein. Die Knoten zu lösen, hatte er aufgegeben; sie waren zu klein und zu fest, seine Fingernägel längst gesplittert.

Mit einem Aufschrei schleuderte er den Stein, der von der Wand seines Gefängnisses abprallte. Es war eine Felsenhöhle, ein kleiner runder Raum mit einer niedrigen Öffnung, vor die seine Wärter einen Felsbrocken geschoben hatten. Ob er hier drinnen gefesselt war oder nicht, machte keinen Unterschied, aber irgendwann würden sie den Steinblock beiseiteschieben, und dann musste er sich bewegen können, wollte er die Gelegenheit zur Flucht nutzen.

Obwohl der Gedanke sinnlos war. Er konnte schließlich nicht kopflos in die Wüste rennen, das wäre sein Tod. Zuerst musste er ein Reittier stehlen, Proviant, ausreichend Wasser.

Eine Waffe. Die Wüstenmenschen waren zwar einfältig, aber sie würden ihm kaum die nötige Zeit für derlei Vorbereitungen lassen.

Einfältig, ha!, dachte er grimmig. Immerhin war es ihnen gelungen, ihn, einen der zehn besten Krieger Argads, einzufangen. Er errötete vor Scham, wenn er nur daran dachte. Dass es mehr als hundert Wüstenmänner gewesen waren, die seine kleine Reisegruppe überfallen hatten, änderte daran nichts, obgleich es ihm als Einzigem gelungen war, zu überleben. Die anderen – vier weitere Krieger, die seinem Befehl unterstanden hatten, und dazu der Priester, den sie hätten schützen sollen – lagen irgendwo dort draußen und verrotteten in der Sonne. Manchmal wünschte er sich, ihr Schicksal geteilt zu haben; dann wieder fragte er sich, ob es nicht doch einen Grund gab, dass er noch lebte. Einen tieferen Grund als den, welchen die Wüstenmenschen haben mochten, ihn zu verschonen. Einen göttlichen Grund. Aber das war unsinnig. Die Götter hatten die Welt ja längst verlassen.

Anschar kniete vor der Öffnung. Der hüfthohe Felsblock verschloss sie nicht ganz, ein handbreiter Streifen ließ Licht und ein wenig frische Luft herein. Draußen, nur wenige Schritte entfernt, sah er die Wüstenfrauen um einen kupfernen Kessel beisammensitzen,

unter dem ein Dungfeuer brannte. Allesamt hatten sie ledrige, tief gebräunte Gesichter und waren in einfach geschnittene Gewänder gehüllt, die ihre mageren Gestalten umflatterten. Während eine der Frauen im Kessel rührte, flochten die anderen das Felsengras zu Körben und wanden es zu Seilen. Sie scheuchten die Kinder und schnatterten unentwegt auf eine schrille Art, die das Gehör ermüdete. Die Männer ließen sich selten blicken.

Das Dorf war recht groß, Anschar schätzte es auf vierzig oder fünfzig schäbige, vielfach geflickte Zelte, auch wenn er bei seiner Gefangennahme nicht alles hatte überblicken können. Die Wüstenmenschen waren Nomaden, aber es gab auch feste Siedlungen, die seines Wissens nicht viel anders aussahen. Diese Menschen hier, so glaubte er, würden irgendwann weiterziehen. Was geschah dann mit ihm, wenn sie sie verließen? Würden sie ihn hier drinnen verrecken lassen? Beständig kreisten seine Gedanken um Flucht und die Verachtung, die er wie jeder Mensch des Hochlandes für das Wüstenvolk empfand. Würde er doch wenigstens in den Händen eines ehrbareren Gegners sterben!

Eine Greisin, noch faltiger und verschrumpelter als die anderen Frauen, schöpfte etwas aus dem Kessel in eine Tonschale, bedeckte sie mit einem Fladenbrot und stapfte auf wackligen Beinen in seine Richtung. Anschar wandte sich ab und lehnte sich an die Wand, damit sie ihn nicht sah. Diese Leute sollten nicht denken, er warte auf das Essen. Sein Magen knurrte längst. Sie brachten ihm unregelmäßig seine karge Ration; manchmal bekam er mehrere Male am Tag eine bis zum Rand gefüllte Schale, dann wieder nur einmal oder gar nicht, je nachdem, ob sich jemand seiner erinnerte.

Die tönernen Schale kratzte über den Stein. »Der Herr des Windes möge dich daran ersticken lassen«, brummte die Frau.

»Und dich schrundige Alte schicke dein Wüstengott recht bald in die Unterwelt«, gab Anschar zurück.

»Das tut er«, kicherte sie. »Aber bestimmt erst nach dir.«

Der Sand unter ihren bloßen Füßen knirschte, als sie sich entfernte. Anschar nahm die Schale und klemmte sie zwischen die Knie. Wie erwartet, war es der übliche Brei, den die Wüstenmenschen aus den Wurzeln des Felsengrases kochten. Das Gras wuchs auch in der Hochebene reichlich, und es war vielfältig zu verwenden. Dort jedoch verfütterte man die Wurzeln an Nutztiere, und nur, wer sich kein anständiges Essen leisten konnte, ernährte sich selbst davon.

Der Brei war ungewürzt und schmeckte bitter. Anschar riss ein Stück von dem Brotfladen ab und formte ihn zu einem Löffel. Als er ihn eintauchte, hörte er die Frauen aufschreien.

Rasch stellte er die Schale in den Sand und kniete sich vor den Stein, um durch die Spalte zu schauen. Die Frauen waren aufgesprungen, einige hatten achtlos ihre Arbeiten fallen lassen. Alle blickten sie mit aufgerissenen Augen in eine Richtung. Was immer sie derart in Aufregung versetzte, verbarg sich außerhalb seines Blickfelds. Eine Gefahr? Die Decken vor den Eingängen der Zelte wurden zurückgeworfen, Männer traten heraus, in den Händen einfache Wurfspieße.

Anschar hoffte auf einen Angriff – von wem auch immer. Doch es war nur ein einzelner Mann, der auf den Dorfplatz lief, hinter sich ein Schweif von aufgeregten plappernden Menschen. Er trug eine Frau auf den Armen. Deutlich war eine schlanke Hand zu

erkennen, die leblos herabbaumelte; lange, rötlich schimmernde Haare, ein helles Gesicht. Der Rest ihres Körpers war in ein weißes Gewand gehüllt. Kinder sprangen neben ihr her, versuchten nach ihren Haaren zu haschen und wurden von ängstlich kreischenden Frauen fortgejagt. Dann verschwand der Mann mit ihr irgendwo zwischen den Zelten, gefolgt von einigen der Frauen.

Anschar ließ sich wieder in den Sand sinken und hob die Schale auf die Knie. Das war keine Wüstenfrau gewesen. Dazu war ihre Haut viel zu hell, ganz zu schweigen von der Haarfarbe, die es, soviel er wusste, weder in der Wüste noch in der Hochebene gab. Wie Feuer. Höchst eigenartig. Er aß langsam und fragte sich dabei, wer sie wohl war und woher sie kam. Und warum sie hier war. Eigentlich kümmerte es ihn nicht, aber er war für alles, was seine Gedanken ablenkte, dankbar.

Der Tumult verebbte, die Frauen versammelten sich wieder um den Kessel und nahmen ihre Flechtarbeiten auf. Das Gespräch drehte sich um die Frau. Der Wüstenmann hatte sie offenbar irgendwo dort draußen in der Wildnis gefunden.

Plötzlich wurde ein Lederbalg durch die schmale Öffnung geworfen. »Das wurde auch Zeit«, rief Anschar. »Oder wollt ihr, dass ich hier verdurste, ihr Hunde?« Er wickelte die Schnur ab und hob die Öffnung an die Lippen. Das Wasser schmeckte abgestanden und war zu warm für den Geschmack eines Argaden, aber anderes gab es hier nicht. Viel zu schnell ging das Wasser zur Neige, sein Durst war noch lange nicht gelöscht. Wollten sie ihn quälen? Oder war das nur Nachlässigkeit? Er kniete vor der Öffnung, um mehr zu verlangen, als er die Dorfherrin in Begleitung einiger Männer näher kommen sah. Abwartend hockte er sich neben den Stein. Die Höhle verdunkelte sich.

»Anschar von Argad? Ich will etwas von dir.«

Ihre Stimme war rau und schroff. In den ersten beiden Tagen seiner Gefangenschaft war sie oft hergekommen, um ihn zu fragen, wer er sei. Er hatte geduldig geantwortet – zumindest fand er, dass er geduldig gewesen war.

»Was immer das ist, warum sollte ich es dir geben, wenn ich nicht einmal ausreichend Wasser bekomme?«, erwiderte er, ohne sich zu der Öffnung umzudrehen.

»Das bekommst du. Ich lasse dich jetzt herausholen und ermahne dich, keinen Widerstand zu leisten. Hast du das begriffen?«

Ihr herablassender Ton ärgerte ihn. Aber er war bereit, ihn hinzunehmen, wenn er nur für ein paar Augenblicke aus diesem Loch herauskam.

»Ja.«

»Stell dich hinten zur Wand und lege die Hände auf den Rücken.«

Sie misstraute ihm. Nun, das war verständlich, also gehorchte er, so sehr es ihm missfiel. In seinem Rücken knirschte der Sand und ächzten die Männer, als sie den Felsen beiseiterollten. Er hörte, wie der Schaft eines Spießes gegen die Felswand klapperte. Sie hatten Grund, sich ihm vorsichtig zu nähern, und das erfüllte ihn mit Stolz, auch wenn dies angesichts seiner Lage lächerlich war. Eilig schlangen sie ein Grasseil um seine Handgelenke, dann drehten sie ihn um und bedeuteten ihm, hinauszutreten. Er musste sich tief bücken, um durch die niedrige Öffnung zu gelangen. Das ungewohnte Licht stach in seine Augen. Er blinzelte, straffte den Körper und blickte nicht weniger hochmütig auf die Frau herab, wie sie es tat.